

An aerial photograph of a courtyard with red-tiled roofs. In the center is a multi-story building with several windows. The text is overlaid on the image in white, bold, sans-serif font.

ulf Erdmann
Ziegler

Schottland
und andere
erzählungen

suhrkamp

SV

Ulf Erdmann Ziegler
SCHOTTLAND
und andere Erzählungen

Suhrkamp

Erste Auflage 2018

© Suhrkamp Verlag Berlin 2018

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder
unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck: Pustet, Regensburg

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-42826-9

Schottland und andere Erzählungen

In Erinnerung an Michael Rutschky

So nah sie sein mag

Ungefähr so: mit festen Schuhen, einer weit ausgestellten Filzhose, einem indischen Hemd und einem algengrünen Strickpullover – ein rundes Gesicht und sehr kurze Haare, die nach oben standen. Die Augen nicht zu hell und nicht zu dunkel, mit einem perlmuttartigen Glanz, einem rätselhaften Punkt, der in ihnen wanderte, je nachdem, woher das Licht kam.

Im Moment kommt das Licht durch die hohen Fenster eines Raums, der auf einen lieblos begrünten Innenhof hinausschaut, was ich aber nicht sehen kann, denn ich sitze, wie sieben oder acht weitere Studenten, mit dem Rücken zum Fenster, während sie in der Reihe gegenüber eine Art Büro eröffnet hat, mit drei Büchern, einer schweren Kladde, die aufgeschlagen daliegt, und wenn ich es richtig erkennen kann, ist das, was schwarz in der Mittelfalz ruht, ein echter Füllfederhalter; obwohl mir dieses Wort in dem Moment unwahrscheinlich vorkommt. Ich beschreibe, still und für mich, wie sie aussieht. Und wie sie spricht. Und was für Bewegungen sie macht. Ich suche nach Worten, um herauszufinden, was an ihr Besonderes ist. Und ob es wahr ist.

Ich bin neu an dieser Universität, von der die jungen Studenten sagen, sie sei viel zu groß und unübersichtlich. Ich aber habe einige Jahre im Beruf hinter mir und fast ein Jahr auf Kreta. Ein Aussteiger wäre ich geworden, wenn ich nicht im September 1983 drei Wochen ein Haus betreut

hätte, wo es nur darum ging, in der Pause zwischen den Sommermietern und der Rückkehr der Eigentümerin den Garten zu erhalten in seiner vollen Pracht, was leicht sein sollte, aber in Wirklichkeit schwierig war. Dies war kein Bungalow in Strandnähe mit Fernseher und Schmökerliteratur, sondern ein Haus in den Bergen, vierundfünfzig Bücher auf einem einzigen Bord; Bücher, die vielleicht zufällig abgestellt worden waren, für mich aber das Weltwissen zu enthalten schienen. *Im Zeichen des Saturn* hieß ein Buch, in dem geschildert wurde, wie bestimmte Denker denken. Sogar, wie sie auf Fotos aussehen. Deswegen war ich nach West-Berlin zurückgekehrt.

Sie macht keine übertriebenen Gesten, wenn sie spricht, und ihre Stimme hat gar nichts Borstiges, so wie wahrscheinlich dieser Mecki, über den ich gern mal mit der Hand fahren würde, mit der linken vielleicht, weil die rezeptiver ist. Ich schaue ihr zu, wie sie spricht, aber verpasse, was sie sagt. Als ich wieder dabei bin, scheint es um die Definition eines Begriffs zu gehen, und ihr Beitrag endet mit den Worten: »... was er eben meinte, als er schrieb: die einmalige Erscheinung einer Ferne, so nah sie sein mag«, und ich denke, ist es nicht andersherum, dass sie nah erscheint, obwohl sie weit weg ist? Fünf Meter fünfzig bis fünf Meter siebzig, von meinen Augen bis zu ihren, wenn sie gerade sitzt, so wie jetzt. Schätze ich. Ich bin Kameramann gewesen.

Es gibt Seminare mit hundert Teilnehmern, mit achtzig, fünfzig, zehn. Wie viele sind wir, fünfhundert insgesamt oder fünfhundert in einem Semester? Ich sortiere die Mädchen im Schnelldurchgang, mein inneres Auge stellt eine jede vor einen weißen Hintergrund. Ich speichere zwei oder drei Takes und gebe ihnen Archivnamen: die Drollige, die

Strickerin, die Diva. Solche mit kurzen Haaren sehe ich mir aus der Nähe an, wenn die Gelegenheit kommt. Da ist die blonde Schwäbin mit der Stirnfalte, die mit funkelnder Stimme makellose Sätze spricht; da ist die wendige Bleiche mit der schwarzen Bürste, die sich an der Universität in Bamberg gelangweilt hat; eine selbstsichere Drahtige mit schmalen, schnellen Augen, die Claudia heißt. Plus die mit den Filzhosen und dem grünen Pullover. Übrigens, der grüne Pullover hat vorn ein rotes Karo. Claudia kennenzulernen stellt sich als leicht heraus. Sie ist klug und elegant und lesbisch.

Wer sich in West-Berlin verbessert, behält die alte Wohnung und gibt sie weiter an Freunde, Geliebte oder Kollegen; die Mieten sind gering. So bin ich an diese Höhle gekommen. Ich bin zwischen sechs und sieben am Abend zu Haus, hole Kohlen aus dem Keller, schließe die Tür zum Treppenhaus hinter mir und mache sie vierzehn Stunden lang nicht wieder auf. Ich lese alles, was ich muss, und die kretischen Bücher. Diese habe ich komplett gelistet. Ich kaufe mir jede Woche eins, das reicht für ein Jahr. Jedes lese ich von vorn bis hinten und mache Anmerkungen, übertrage Sätze auf Karteikarten, und wenn ich durch bin, blättere ich noch einmal hinein und suche nach meinen großen Fragezeichen am Rand. Wo Fragezeichen stehen, beginne ich mit dem Absatz zuvor, mache nicht Halt und nehme zwei oder drei weitere Absätze mit. Ich glaube diese Methode erfunden zu haben. Wenn man das zweimal wiederholt, kann man die unverständliche Stelle nahezu auswendig, und sie ist dann nicht mehr ganz so unverständlich. Die Abende sind ungeheuer dunkel und schwer. Manchmal grüble ich, warum ich so lange gebraucht habe, um herauszufinden, dass ich das wollte: richtig lesen.

Ich kenne dieses West-Berlin wie keiner meiner Kommilitonen, die Rathäuser der Bezirke, die Garderoben der Theater, die Kühe von Frohnau. Das kommt durch meine Lehre beim SFB, das volle Programm von Nachrichtenschnipseln bis zu einstündigen Features, Politik, Kultur, Sport. Unterwegs in VW-Bussen mit der kompletten Technik; parken, schleppen, aufbauen, auf die Redakteurin warten; filmen, abbauen, schleppen.

Aber was heißt schon kennen. Diese Stadt ist voller schwarzer Spuren, wie eine blasse Farbfotografie, die mit dem Kohlestift überarbeitet wurde. Die Schwärze sinkt von den Dächern über die Brüstungen der Balkone in die Sockel der Mietshäuser und versickert im Boden. Nein, sie versickert nicht wirklich. Man geht auf ihr, auf diesem ungewissen, unscharfen Schwarz, das alles grundiert, die Lichter dimmt und die Reflexe stumpf macht. Es gibt zwei Methoden, sich zu wehren: Die jungen Männer spucken ihren Hals Schleim anderen Leuten vor die Füße. Die Hunde scheißen auf diese Stadt, falls es eine ist, im 24-Stunden-Turnus. Aber das macht mir nichts aus.

Claudia geht aufrecht, trägt keine Mütze und hat den roten Schal nur locker um den Kragen ihres Mantels geworfen. Es ist fürchterlich kalt, und ich bin zu früh aufgestanden. Die Vorlesung im Klinikum Westend beginnt morgens um sieben. Jetzt ist es acht Uhr, und wir sind auf dem Weg zum Bus. Claudia sagt, ich solle mich nicht krümmen, davon werde es nicht wärmer. Ich versuche zu gehen wie sie, was auch besser aussieht, denn sie ist etwas größer als ich. Wir suchen heute nach Worten. Der Professor hat über Depression gesprochen und das letzte Stadium mit einem Videofilm illustriert. Die Patientin sitzt in der Ecke eines Raums und bewegt sich überhaupt nicht mehr.

Das ist die letzte Phase, die man Stupor nennt. Wenn man sie lässt, wird sie verhungern.

Psychologie habe ich belegt, weil ich dachte, es sei falsch, ein reiner Geistesmensch zu werden. Denn das war ja umgekehrt der Fehler gewesen, acht Jahre zuvor, als ich unbedingt etwas Praktisches hatte lernen wollen. Nicht, dass es schadet, die Dynamik einer Kamera zu verinnerlichen, Schärfe, Helligkeit, Bewegung, Schnitt, aber es reicht nicht für ein Leben oder jedenfalls nicht für meins. Claudia studiert Psychologie im Hauptfach. Das ist nur sinnvoll, wenn man anderen Menschen helfen will. Das aber will ich nicht.

Alles, was ich will, ist zu verstehen. Ich besuche auch das neue Institut der Philosophen in Dahlem. Es sieht aus wie eine zu groß geratene Gartenlaube, der stählerne Rahmen grün oder türkis. Ich tue mich schwer mit den Begriffen, die hier geläufig sind, wie »intersubjektiv« oder »ein-eindeutig«. Aber ich bin nicht gekommen, um mich zu verschließen, sondern um mich zu öffnen. Ich bin fast fünfundzwanzig Jahre alt, habe sechstausend Mark auf dem Konto und keine Ahnung, was ich mit meinem Leben anfangen soll.

Es gibt Autoren, finde ich bald heraus, die es einem einfach machen wollen, auch wenn ihre Materie kompliziert ist. Andere bevorzugen das Geheimnis; die Aufklärer sagen: das Dunkle. Beim Dunkel aber denke ich an die Schwärze der Stadt. Insofern bin ich Kameramann geblieben. Man braucht immer ein Schwarz, für die Dynamik eines Bildes. Etwas zwischen Hellgrau und Weiß lässt sich kaum darstellen. Helligkeit ist völlig wertlos, wenn sie keine Zeichnung hat. Ich bin offen für alles, was ich begreife, und genauso offen für das, was ich nicht begreife. Ich sage mir dann, ich muss die Helligkeit noch einstellen. Irgendwann ergibt sich

ein Bild. Mit solchen Vergleichen aber laufe ich bei den Philosophen auf. Sie finden meine Rede unnötig metaphorisch. Vielleicht gibt es Dinge, die ich für mich behalten muss, um die anderen zu verstehen.

Die Texte zu Aura und Reproduzierbarkeit, die wir lesen sollen, fallen gewiss unter geheimnisvoll. Noch habe ich keinen Versuch gemacht, das mit der Nähe und der Ferne wirklich zu fassen. Das liegt aber auch daran, dass ich es mir von dem Mädchen mit dem Mecki und den Filzhosen erklären lassen will. Wir sind diesmal zwölf, jetzt dreizehn, dann macht die Dozentin die Tür an ihrem Ende zu, während die andere offen bleibt. Ich könnte aufstehen und sie schließen, ich sitze in der Nähe, aber ich bringe es nicht über mich, weil die mit dem Mecki fehlt. Wenn die Tür offen bleibt, hoffe ich, kommt sie noch. Dann steht jemand auf und zieht sie ins Schloss.

Ich kann mich besser konzentrieren, wenn sie nicht da ist. Plötzlich verstehe ich auch den Satz mit der Ferne. Damit ist die Bedeutung eines Gegenstands bezeichnet. Der Autor sagt zwar nicht, dass man ihn nicht berühren darf, aber ich glaube, dass das gemeint ist. Und ein neues Wort habe ich gelernt, für etwas, was bereits behauptet wird, aber geprüft werden soll: Postulat.

Claudia hat mich gefragt, ob ich in meiner Neuköllner Höhle einsam sei, und ohne zu überlegen, habe ich geantwortet, dass ich für mein Leben genügend Leute kennengelernt hätte. Das will sie nun erklärt haben, und ich erzähle ihr von der Lehre beim Fernsehen und der Zeit als Kameramann.

»Ich galt sogar als speziell gut mit Leuten, weshalb ich angesetzt war auf Portraits – ›people«. Ein Politiker mit einer dicken Brille hinter einem riesigen Schreibtisch. Der

muss in einen Menschen verwandelt werden. Die Redaktion ist begeistert, dass ich die Kamera habe laufen lassen und zeige, wie er in einen Apfel beißt. Das ist ungefähr die Arbeit eines Vormittags. Am Nachmittag treffen wir einen eingebildeten, fettleibigen Bildhauer, der findet, man könne über Kunst gar nichts sagen: ›Det musste einfach sehen, wa?‹ Gegen Abend wieder im Schöneberger Rathaus, wegen einer Abgeordneten, die damit droht, ihre Fraktion zu verlassen. Schräg hinter mir immer der Tonmann, der so lange dabeibleiben will, bis er verbeamtet wird, und dann bis zur Pension. Wir sind wie siamesische Zwillinge, miteinander verkabelt, komplett aufeinander angewiesen. Am nächsten Tag geht es so ähnlich.«

Claudia lacht, »Okay, versteh schon. Die Routine. Und dann hast du das Lesen als Abenteuer entdeckt?«

Ich bin nah dran, ihr vom Haus der Gelehrten auf Kreta zu erzählen, aber tue es dann doch nicht. Es muss ein Geheimnis bleiben, warum ich lese, was ich lese. Auch der Buchhändler weiß nicht, weshalb ich vorletzte Woche *Aufschreibesysteme* bestellt habe, danach *Der symbolische Tausch und der Tod* und in dieser Woche – es ist schon da, aber noch nicht abgeholt – *Über den Prozeß der Zivilisation*. Er hat mir die Prospekte von sogenannten Theorieverlagen mitgegeben, die ich zu Hause in eine Schublade lege.

Ich weiß natürlich, dass mein Vorgehen abergläubisch ist, wenn nicht sogar lächerlich. Abergläubisch, weil das gut zwei Meter lange Bücherbord im griechischen Ferienhaus einer Privatdozentin aus Marburg für mich einen Kanon darstellt. Lächerlich, weil ich die Titel in der Reihenfolge bestelle, in der sie im kretischen Haus gestanden haben. Wenn ein Buch schwer zu besorgen ist, ziehe ich das nächste vor, Nummer dreizehn statt Nummer zwölf. Wenn aber

Nummer zwölf eintrifft, lese ich es in derselben Woche und springe dann zurück in die Reihenfolge. Gewiss, ich könnte die gesamte Literatur in der Garystraße ausleihen; die Bibliothek der Universität hat alles, jedenfalls alles auf meiner Liste, das habe ich aus Neugier geprüft. Auch weil ich wissen wollte, ob es sich tatsächlich um akademische Bücher handelt. Bei meinem Vorgehen allerdings, das mich etwa ein Viertel meines Vermögens kosten wird, entsteht das Bord in Neukölln von neuem, Buch für Buch, und ich fiebere dem Moment entgegen, in dem ich das vierundfünfzigste – gelesen, natürlich – ins Regal stellen werde, obwohl ich mich auch davor fürchte.

Da ich niemandem offenbare, was ich tue, kann mich auch niemand dafür kritisieren. Claudia allerdings hat etwas bemerkt. Jetzt steht sie in der Jugendstilküche ihrer Frauen-WG in Friedenau, auch ohne Mantel gerade und entspannt zugleich, und stellt mich ihren Mitbewohnerinnen vor. Sie sagt, ich sei ein »geflohener Fernsehkameramann« und »Neuköllner Eremit«, und die jungen Frauen gackern. Plötzlich sind wir bei der Frage angekommen, ob Psychologie eigentlich dazu da sei zu helfen, sich selbst oder anderen. Ich sage, helfen könne man immer, dafür brauche man keine Psychologie; aber Psychologie sei gut als Korrektiv, weil eben vieles, was man über sich selbst oder die Mitmenschen denke, in ein zufälliges Raster falle, das aus der eigenen Erziehung stamme – und wäre es nicht gut, wenn man dieses erkenne, um dem Wiederholungszwang zu entgehen? Die WG ist amüsiert, behält mich zum Couscous-Essen da, spart nicht am Wein und beschwätzt mich zum Abschied kollektiv, am Samstagabend zu einem Vorweihnachtsfest an der Hochschule der Künste zu kommen, schwul-lesbisch, nee, sie hätten schon gemerkt, dass ich

nicht schwul sei, aber ich solle trotzdem kommen. Ich sage zu.

Das Buch Nummer zwölf, hat sich herausgestellt, ist nicht zu besorgen. Es heißt *Der Untergang des Abendlandes*, und ich habe es dann doch in der Garystraße ausgeliehen. Der weiße Kachelofen ist auf unwiderstehliche Weise warm. Ich habe mir einen niedrigen Schemel besorgt. Mit dem Rücken gegen den Ofen gelehnt kann ich stundenlang lesen. In dieses Buch aber finde ich nicht hinein; ja, ich spüre, wie eine gewisse Empörung in mir aufsteigt, die sich teils gegen den Autor und teils gegen die Dozentin in Marburg richtet, weil sie ein Buch in das Regal gestellt hat, das ganz offensichtlich voller Unsinn ist. Erst jetzt merke ich, was es bedeutet, mit der Lektüre vollkommen allein zu sein. Ich lege gegen neun Uhr Briketts nach und mache mich auf zum Steinplatz. Das Nikolausfest, oder was auch immer es sein soll, ist bereits in vollem Gange.

So etwas habe ich noch nie gesehen, ein Fest ohne Zentrum. Selbst im Atrium, das mit Discomusik beschallt wird, halten sich nicht mehr als zwanzig Menschen gleichzeitig auf. Die meisten Männer sind halbnackt in Leder, hierhin unterwegs und dorthin; in einem der Atelierräume wälzen sich Nackte in Zeitlupe in einer grellen Videoprojektion; die Bar ist ein dunkler Ausschank in einer dunklen Nische, die nach Bier riecht. Claudia und ihre Kameradinnen winken mir zu. Überhaupt scheinen Männer und Frauen nichts miteinander zu tun zu haben. Frauen bleiben in ihren Gruppen, während Männer sich küssen und aneinander reiben, als wäre das Ende der Welt nah und dies die letzte Gelegenheit. Aber das ist nur das Vorspiel.

Ich sehe mich also um. Aber was sehe ich? Die Früchte der Emanzipation; die entblößten Geheimcodes einer Sub-

kultur; den Untergang des Abendlandes? Dreimal finde ich mich im hohen Foyer vor der großen Eingangstür mit den schweren, schwingenden Türen, zögernd. Ja, ich gehöre wirklich nicht dazu – aber will ich zurück in die Neuköllner Nacht, in die Lektüre?

Beim dritten Mal glaube ich im Augenwinkel jemanden im anderen Flügel des Foyers zu sehen, der mich nachahmt. Ich ein Schritt, der andere auch. Ich mich ganz umgedreht, noch einmal hochsteigend, der andere auch. Ich die Treppe wieder runter ... – Da will sich jemand über mich lustig machen! Jetzt am besten schnell raus, aber das wäre feige. Also bleibe ich stehen und nehme die andere Person in den Blick. Die sich mir im selben Moment, mich nachäffend, zuwendet. Die mit den Filzhosen!

Wie oft sind wir das später durchgegangen. Unsere parallele Pantomime bis zur Tür, dieses merkwürdige Lachen auf den Stufen draußen, mein Sturz auf einer überfrorenen Pfütze am Steinplatz. Humpelnd die finstere Carmerstraße hoch, die Pause vor dem beleuchteten Fenster der Buchhandlung, wechselweise die Namen der Autoren ausrufend. »Und wie heißt du?«

Wie der Winter immer kälter wurde und wir angefangen haben uns zu besuchen. Wie ich ihr im Februar dann doch verraten habe, warum ich gerade jetzt *Vom Ursprung und Ziel der Geschichte* las, und wir einen ganzen Abend in Neukölln verbracht haben, spekulierend, ob die Lektüren das Leben prägen oder andersherum. Ob das Denken, möglicherweise, ein Eigenleben führt. Wie es bis zum Sommer gedauert hatte, dass ich es schließlich wagte, durch ihren Mecki zu fahren. Mit links.

